

„Et plus si affinités.“

Historische Einblicke in deutsch-französische Dynamiken

Festvortrag, Saarbrücken, 06.10.2021,
25 Jahre Frankreichzentrum

Hélène Miard-Delacroix

Sehr geehrte Frau Staatssekretärin, Herr Vizepräsident, M. le Consul général, cher
Dietmar Hüser, meine Damen und Herren, liebe Freunde,

Es ist mir eine große Ehre und Freude...

1.

25 Jahre – was macht man mit 25? Einige erleben in diesem Alter die erste Lebenskrise. Dies muss jedoch nicht sein, denn auch ohne Krise kann man verstehen, dass man kein*e Jugendliche*r mehr ist, dass es Jüngere gibt, die einem etwas wild und ungestüm vorkommen. Mit 25 kann man bereits auf ein Stück Vergangenheit zurückblicken, und man beginnt, langsam vernünftig zu werden.

Das Frankreichzentrum der Universität des Saarlandes blickt auf eine erfolgreiche Geschichte zurück und war immer von der Vernunft getragen. Das Zentrum (als Plattform für die frankreich- und frankophoniebezogenen Aktivitäten der Universität des Saarlandes) und die Menschen, die es gegründet und bis heute getragen haben, waren nie überschwänglich, jedoch stets dynamisch, nie ungestüm, jedoch stets aktiv, lebendig, engagiert, begeistert und begeisternd. Genauso wie die anderen Frankreich- und Frankophoniezentren. Aber heute wird in Saarbrücken Geburtstag gefeiert; dies ist ein schöner Grund, unsere ganze Aufmerksamkeit auf das Pôle France zu richten.

Es ist keineswegs meine Absicht, die Geschichte des Frankreichzentrums hier in Saarbrücken zu erzählen. Aber sich durch die Geschichte inspirieren zu lassen,

scheint mir der beste Weg, um die Arbeit des Frankreichzentrums zu würdigen und den Mitarbeiter*innen und Unterstützer*innen zu gratulieren.

Das 25-jährige Bestehen des Frankreichzentrums ist zugleich der adäquate Anlass, den Stand des deutsch-französischen Verhältnisses zu betrachten – aber aus zeithistorischer Perspektive. Denn die gemeinsame Geschichte der Deutschen und der Franzosen war und ist lang und komplex. 1945 hätte man nicht von dem geträumt, was das Ende des 20. Jh. und der Verlauf des 21. Jh. bis heute hervorgebracht haben, d. h., was geleistet wurde und wo wir heute stehen.

Das Verhältnis der zwei Nachbarn in Europa ist heute friedlich und konstruktiv, es gibt vielerlei Kontakte und Verflechtungen, dennoch bleibt es alles andere als einfach.

Kurz nach den Bundestagswahlen und einige Monate vor den Präsidentschaftswahlen in Frankreich ist die Frage nach dem Stand der Beziehungen und nach deren Potenzial für die Zukunft besonders aktuell. Auch dieser Kontext lädt folglich zu einer Perspektivierung durch den ruhigen und nüchternen Blick auf die Vergangenheit ein. Und der Blick auf diese Geschichte lässt Dynamiken erkennen, aus denen man heute für die Gegenwart und für eine gemeinsam zu gestaltende Zukunft lernen kann.

Dies funktioniert aber nur, wenn man bereit ist, über die zwei klassischen Deutungsmodelle der beiden Völker als Erbfeinde oder als Wahlverwandte hinauszugehen. In der Vergangenheit verflochten sich unterschiedliche, zum Teil gegensätzliche Entwicklungen. Ihre Deutung wurde mit zahlreichen Diskursen über sich selbst und den Nachbarn untermauert. Ich lade Sie zu einer kleinen analytischen Reise durch diese Geschichte von zwei Nachbarn am Rhein – und an der Saar – ein.

2.

Wir kennen alle die schöne Geschichte, die anlässlich der Feiertage, der deutsch-französischen Treffen und der Feierlichkeiten zum x-ten Jahrestag des Elysée-Vertrags vom 23. Januar 1963 immer wieder erzählt wird. Sie handelt davon, wie die ehemaligen Erbfeinde Deutschland und Frankreich zu den besten und engsten Freunden in Europa wurden. Unglaublich, begeisternd, verwunderlich – sicherlich für alle, die daran teilgenommen haben. Somit sollten sich Bücher verkaufen, meinen die Verlage. So wurde der Titel des Dialogbuchs mit meinem deutschen Kollegen Andreas Wirsching *Von Erbfeinden zu guten Nachbarn* von dem Verlag gewählt und gegen die Bedenken des Autors und der Autorin durchgesetzt. Bei der französischen Fassung, in der auch einiges adaptiert und ergänzt wurde, durften wir, der Verfasser und die Verfasserin, nach den Worten *Ennemis héréditaires* wenigstens ein Fragezeichen setzen. Diese Geschichte des deutsch-französischen Wunders einer *réconciliation*, der vom Himmel gefallenen Versöhnung von zwei von Natur aus verfeinde-

ten Nachbarvölkern ist zugleich eine Komplexitätsreduktion und ein Mythos in der vollen Bedeutung des Wortes: ein Mythos ist eine sinngebende Geschichte, die eine Menschengruppe sich immer wieder erzählt, weil sie als Bindemittel fungiert. Sie basiert auf einigen Realitätselementen, es ist aber auch einiges dazugedichtet.

Denn vieles stimmt nicht voll und ganz – weder das Grundmodell von naturgegebenen Erbfeinden noch die Rückkehr in den irenischen Äther, in dem sich glückselige Wahlverwandte wiederfinden, noch der Zauber der ‚Versöhnung‘. Sobald man etwas Abstand nimmt, wenn man es aus der Vogelperspektive der Wissenschaft betrachtet, stellt man fest, dass Letztere kein Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes war. Kein Geschenk Gottes. Es war ein langer und zum Teil mühsamer Prozess, mit Fortschritten und Rückschlägen, ein Prozess, der sich rational verfolgen lässt, wie auch vorher die Konstruktion der Erbfeinde oder der Wahlverwandten. Welche sind diese zwei klassischen Deutungsmodelle, die das deutsch-französische *imaginaire*, diese eigene Vorstellungswelt, auch gegen unseren Willen, prägen? Wieso haben diese zwei Modelle in der Geschichte eine eigene Kraft entwickelt? Was sind die Dynamiken, die sich erkennen lassen?

3.

Zunächst die Erbfeindschaft, dieses Deutungs- und Erklärungsmuster, das heute immer noch bemüht wird, für die Erzählung der Vergangenheit wie als explizites Feindbild oder subkutan für die Deutung der Gegenwart. Dass sich die Nachbarn ‚Deutsche‘ und ‚Franzosen‘ in den Jahrhunderten und gar in den zwei Jahrtausenden immer wieder bekriegt haben, ist ein Faktum. Dass sie oft Feinde auf dem Schlachtfeld waren, ist unleugbar. Aber die ‚Erbfeindschaft‘ ist ein Konstrukt aus dem 19. Jh., selbst eine Deutung der Vergangenheit und ein Erklärungsmuster bzw. ein Argument für die damalige Gegenwart.

Die Gegnerschaft wurde in beiden Ländern ein integraler Bestandteil der eigenen Identitätskonstruktion. Aber ab wann sollen beide Völker sich als Erbfeinde gegenübergestanden haben? Ein Kampf auf Leben und Tod, von der Natur gegeben und vom Schicksal vorgeschrieben? Die Bezeichnung „Erb-“ verweist auf eine angeborene Feindschaft, die sich wie eine Vendetta von Generation zu Generation ununterbrochen fortsetzt und der man nicht entkommen kann.

Es war eine Dynamik der Abgrenzung. Aber erst mit der Nationalisierung der Kriegsdeutung und – allgemeiner gesprochen – des Denkens in der zweiten Hälfte des 19. Jh. entfaltete sie ihre Sprengkraft und sperrte zugleich alle in ein Gehäuse. Oft wird der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 zum Anfangspunkt einer deutsch-französischen Erbfeindschaft erklärt. Aber die Dynamik hatte früher eingesetzt, wie es der Verweis auf frühere Traumata und erlittene Annexionen in den Kriegshandlungen und auch auf die Symbolik einiger Akte zeigt.

Die deutsche Darstellung Ludwigs XIV. und des absolutistischen Frankreichs als ‚Raubstaat‘ (gemeint war die Reunionspolitik Ludwigs XIV. im 17. Jh., die insbesondere das Elsass betraf) war im Grunde eine charakteristische, nachträglich vorgenommene Konstruktion im Zeitalter des Nationalismus, die mit den tatsächlichen Verhältnissen in der Frühen Neuzeit nicht viel zu tun hatte. Damals waren Erbfolgekriege als Folge von erhobenen dynastischen Ansprüchen sowie Tausch- oder Eroberungspläne sozusagen gang und gäbe. Die deutschen Staaten – Preußen vorneweg – beteiligten sich rege daran. Es ist aber die Nationalisierung, die die Erbfeindschaft konstruierte, mit der Rückprojektion der Kategorie der Nation auf die Frühe Neuzeit. Ein Vorspiel hatte es in den Befreiungskriegen gegeben. Bekanntlich mobilisierte Ernst Moritz Arndt 1813 das Feindbild der Welschen, um den Truppen Mut zu machen: In der Beschreibung dessen, was das deutsche Vaterland sein sollte („Soweit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, das soll es sein!“), kam die Formel: „Wo jeder Franzmann heißet Feind, wo jeder Deutsche heißet Freund. Das soll es sein!“ zustande.

Diese Konstruktion fand im zweiten Teil des 19. Jh. auf beiden Seiten statt. Während in Teilen der deutschen Nationalbewegung bis 1870 die Vorstellung vorherrschte, Frankreich sei ein erobungslustiges, auf Länderraub orientiertes Land, mobilisierte man in Frankreich während der Rheinkrise 1840 die unversöhnliche, nationalgeprägte Gegnerschaft. Mit dem Trauma von 1870/71 wurde die ‚Erbfeindschaft‘ als offizielles Motiv besiegelt und mit ihm die Vendetta-ähnliche Dynamik der Revanche ausgelöst. Nicht nur, dass der Feind so schnell den Krieg gewonnen hatte, er wagte es auch, ausgerechnet im Spiegelsaal des Schlosses des Sonnenkönigs Ludwigs XIV., das Deutsche Kaiserreich zu proklamieren.

Die Demütigung war der Sprengstoff, welcher der bereits großen Mobilisierungskraft der ‚Erbfeindschaft‘ fehlte. Indem der Diskurs der angeborenen Gegnerschaft und der Hass in die Öffentlichkeit propagiert wurden, erfolgte die Mobilisierung nicht nur im militärischen Sinne des Wortes, sondern auch in den Gemütern, in den Herzen und in der Deutung der Realität. Die Öffentlichkeiten beider Länder konnten gar nicht mehr anders, als den Hass als unüberwindbar zu empfinden. Der Kampf um den Zivilisationsbegriff hatte schon eingesetzt, noch bevor sich vor dem Ersten Weltkrieg die Gegenüberstellung von ‚Zivilisation‘ und ‚Kultur‘ etablierte.

Das Beispiel zeigt den Unterschied zwischen harten Fakten und Diskursen. Letztere sind Gegenstände der Forschung, auch weil sie diese Sprengkraft hatten und Reales bewirkt haben. Bis heute sollten die Konstruktion und die ausgelöste Dynamik als solche erkannt und benannt werden, damit sie sich nicht weiter verselbständigen und in der Gegenwart als effiziente Instrumente der Deutung und der Mobilisierung weiterwirken.

Das entgegengesetzte und an sich komplementäre Modell ist das der Deutschen und Franzosen als Wahlverwandte. Bekanntlich geht die Bezeichnung auf Goethes

Roman aus dem Jahr 1809 *Die Wahlverwandtschaften*, ins Französische übersetzt als *Les Affinités électives*, zurück. Auf Deutsche und Franzosen übertragen, geht es um eine beiderseitige unüberwindliche Anziehungskraft. Aus dem Roman weiß man aber, dass es eine unmögliche, vereitelte Liebe ist und dass das Ganze in Drama, Verzicht und Leiden endet. Dieses Modell ist auch eine (etwas nettere) Konstruktion aus dem ausgehenden 18. Jh. und hat auch eine Geschichte im 19. Jh. bis in die Gegenwart. Madame de Staël liebte Deutschland als das Land der Dichter und Denker. Die Vorstellung einer erlesenen natürlichen Nähe zwischen beiden Völkern (wieder einmal als Einheiten wahrgenommen) beruht auf Bewunderung und hat elitäre Züge. Goethe äußerte sich selbst darüber in den Gesprächen mit Eckermann, so am 14. Mai 1830: „Wie hätte ich auch, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört? Und der ich einen großen Teil meiner eigenen Bildung verdanke?“

Diese Kategorie der Wahlverwandtschaft der gebildeten Deutschen und Franzosen war elitär und zum großen Teil wirklichkeitsfremd. Bei Goethe war ein Wunschenken am Werk, als er weiter sagte: „Überhaupt ist es mit dem Nationalhass ein eigenes Ding. Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden“ und: „Es gibt aber eine Stufe, wo er – der Nationalhass – ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht.“ Es war eine Täuschung, dass unter Gebildeten und Intellektuellen ein kosmopolitisches, universales Denken, eine deutsch-französische und breiter eine europäische Einheit des Geistes zu Hause war. Auch wenn Frankreich eine Inspirationsquelle, sozusagen ein Leuchtturm des Fortschritts und der Freiheit gewesen war (das sieht man am Beispiel des Hambacher Fests oder der 1848er Revolution), war Hass auch sehr wohl bei Hochgebildeten (und auch bei Liberalen) zu finden.

Zum Drama in dem Modell der Wahlverwandten gehört die Erfahrung der unmöglichen, der gebrochenen Liebe – aufgrund der Überraschung und der Enttäuschung als Grunderfahrung des 19. und 20. Jh.. So entstand in Frankreich die Theorie der ‚zwei Deutschlands‘: Als naive Träumer hatte man eigentlich immer das Deutschland von Goethe und Schiller geschätzt, und plötzlich sah man ein ganz anderes Preußentum in Deutschland entstehen, das mit der Pickelhaube und mit einer großen kriegerischen Effizienz Europa umwälzen konnte. Der französische Schriftsteller Elme-Marie Caro beschrieb 1871 in seinem Aufsatz „Les deux Allemagnes. Madame de Staël et Henri Heine“ diese Grundenttäuschung Frankreichs nach dem Krieg. Frankreich sei ein sehr großzügiges, liebevolles Land, das bereit sei, Deutschland zu bewundern, und ähnlich wie Madame de Staël Deutschlands Dichter und Denker liebe: „Sie bewunderte Deutschland vorbehaltlos, sie liebte es ohne Einschränkung oder Argwohn.“ Aber das deutsche Volk habe, während die Franzosen es bewunderten, erkannt, dass es selbst Ambitionen habe: „Ein sehr bestimmter Ehrgeiz erwachte in ihm: Es wollte die Erde beherrschen.“ Caros Fazit war eine Warnung an die Franzosen vor sich selbst, wenn man die Deutschen zu sehr

liebe. Mit der Enttäuschung veränderte sich das Modell der Wahlverwandtschaft zu einer Angstkonstellation. Gegenüber diesem ambivalenten deutschen Volk müsse man auf der Hut sein, denn es könne unerwartet eine andere Seite seiner selbst zeigen, nicht mehr Goethe, sondern Bismarck. Das sind diese beiden Deutschlands, die bis tief ins 20. Jh. das französische Bild prägen sollten.

Interessant ist, dass diese Vorstellung einer natürlichen Nähe die Katastrophen des 20. Jh. überlebte. Sie war eine der Zutaten, die die Annäherung nach 1945 ermöglichte. Es war eine andere Dynamik, wie wir gleich sehen werden.

Aber davor muss festgehalten werden, dass diese zwei Modelle zusammengehören. Sie bilden ein Deutungsraaster, aus dem man kaum entkommen kann. Es findet seinen Ausdruck in stereotypen Bezeichnungen und Interpretationen, sobald es um den Nachbarn oder das Verhältnis zu diesem geht. Die Liste der Beispiele ist lang: von der Pickelhaube in französischen Karikaturen und in dem deutschlandkritischen Buch des Jean-Luc Melenchon (*Le Hareng de Bismarck*) bis hin zu den rührenden Reportagen über das *couple franco-allemand*, von der immer wieder bemühten Formel der *Grande Nation* (die an sich ein nur deutsches geflügeltes Wort ist) bis hin zu dem ständigen Rekurs zu der Figur der ‚Versöhnung‘ von Wesensfremden, obwohl Annäherung, Austausch und Zusammenarbeit gemeint sind. Diese Annäherung lässt sich in vielen Bereichen auch des täglichen Lebens statistisch messen. Bei allen Unterschieden sind sich Deutsche und Franzosen immer ähnlicher. Aber statt der Nennung des wissenschaftlich festzulegenden Phänomens der „Europäisierung“ rekurriert man in der Öffentlichkeit immer wieder auf dasselbe Schema, das Andersartigkeit und Anziehungskraft kombiniert.

4.

Aus Zeitgründen kann ich hier leider nur einige Phänomene erwähnen. Wichtig scheint mir, eines zu betonen: Die gemeinsame Geschichte ist von Verflechtung und von unterschiedlichen, zum Teil gegensätzlichen Entwicklungen geprägt. Vielleicht können wir hier versuchen, einige der Dynamiken zu nennen, aus denen man heute für die Gegenwart und für eine gemeinsam zu gestaltende Zukunft lernen kann.

Wir haben gesehen: Es gab üble Dynamiken, die vor allem mit der Konstruktion einer eigenen Identität und vor allem mit der Verabsolutierung des Selbst zusammenhingen.

Erste Dynamik:

Als verheerend bis zum Zweiten Weltkrieg lässt sich die Dynamik der Provokation und des Teufelskreises erkennen. Die Rheinkrise von 1840 hat gezeigt, wie ein innenpolitisches Ablenkungsmanöver eine reflexartige Reaktion und eine Spirale der

verbalen oder realen Gewalt auslösen kann. Nachdem Frankreich in der Orientkrise 1839–1841 eine ziemliche Niederlage erlitten hatte, setzten die französische Presse und die Diplomatie die Forderung Frankreichs nach dem Rhein als seine natürliche Ostgrenze in die Welt. Mit unglaublicher Schnelligkeit löste das eine ernstliche bilaterale Krise aus, in der eine atemberaubende sogenannte ‚Rhein-Lyrik‘ entstand. Die berühmte „Wacht am Rhein“, 1840 von Max Schneckenburger verfasst, mit dem auch berühmten Satz „Die sollen ihn nicht haben, Den freien deutschen Rhein“ ist ein Beispiel für die frankreichfeindlichen Komponenten des deutschen Nationalismus. Den Teufelskreis der Demütigung, der Vergeltung und Revanche, der von 1871 bis 1919 aber auch bis in den Zweiten Weltkrieg tobte, brauche ich nicht detaillierter zu beschreiben.

Für die Gegenwart ist die Lektion klar: Zu vermeiden sind Verabsolutierungen des Selbst, auch der eigenen Prinzipien und Praktiken sowie jede Provokation und jede (auch symbolische) Demütigung.

Zweite Dynamik:

Demgegenüber steht die positive Dynamik, die mit der kopernikanischen Wende nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte. Es hatte allerdings bereits in der Zwischenkriegszeit einen Ansatz für eine positive Entwicklung gegeben. Damals schon spielten Deutsch-Französische Gesellschaften (DFG) als gemeinnützige, eingetragene Vereine, um die Förderung des kulturellen Austausches zwischen Deutschen und Franzosen bemüht, eine Rolle. Zielsetzung war (und ist bis heute) die Vertiefung der deutsch-französischen Freundschaft durch Kontakte sowie die internationale Verständigung im europäischen Kontext. So wurde die Berliner DFG 1928 im Sog des Locarno-Vertrags gegründet. „Locarno“ (1925) steht als Stichwort für den Verständigungswillen auf höchster Ebene, damit die Dynamik des Teufelskreises durchbrochen werden konnte. Der ‚Geist von Locarno‘, der sich in etlichen Kreisen verbreitete, bezeichnet den Versuch, die Logik der Erbfeindschaft zu durchbrechen. Akademiker und Schriftsteller wie Curtius und Gide waren Vertreter dieser Bewegung. Bei Briand und Stresemann war diese Politik der Beilegung des Konflikts und der Verständigung aber nicht frei von Missverständnissen. Sie dachten zwar, am gleichen Strang zu ziehen und das gleiche Ziel zu verfolgen, aber im Endeffekt vertraten sie zwei unterschiedliche Positionen und hegten unterschiedliche Hoffnungen. Aus französischer Sicht hatte Briand mit dieser Annäherung an Stresemann das Maximum dessen, was Deutschland zugestanden werden konnte, gegen den innenpolitischen Widerstand durchgesetzt. Deutschland sollte als gleichberechtigtes Mitglied in den Völkerbund aufgenommen und als gleichwertig im Kreis der Großmächte anerkannt werden. Als Schlussstein eines Verständigungsprozesses sollte Locarno den bilateralen Streitigkeiten über die Gestaltung der Zukunft nun endlich ein Ende machen und die Unverletzlichkeit der deutsch-

französischen und belgischen Grenze im Westen garantieren. Aus deutscher Sicht war aber Locarno eher der Anfang einer möglichen Revisionspolitik, vor allem im Osten, aber kein Schlusspunkt. Der Unterschied lag in der Wahrnehmung und Interpretation.

Dritte Dynamik:

At the grassroots level. Die positive Dynamik bzw. ‚Wende‘ setzte nach 1945 ein, was an unterschiedlichen Faktoren liegt. In den 1950er-Jahren wurden zahlreiche Deutsch-Französische Gesellschaften wie in Kiel 1951, in Duisburg 1952, in Frankfurt am Main 1959 oder 1961 im Saarland wiederbelebt (später 1962 Mainz, 1963 Hannover etc.). Nicht selten kam im Laufe der Jahre der Impuls für dieses Wiederbeleben der Gesellschaften u. a. vonseiten der Romanisten und Romanistinnen der verschiedenen Universitäten, denn sie knüpften an den Geist der ersten Städtepartnerschaften der 1950er-Jahre, die auf der Ebene der Zivilgesellschaft Lehren aus der Vergangenheit ziehen wollten und von dem gemeinsamen Willen, einen weiteren Krieg zu vermeiden, beseelt waren. In den letzten 150 Jahren hatte nicht eine Generation nicht auch nur einen Krieg erlebt. Viele hatten den Wunsch, „das Verhältnis der beiden Völker zueinander von Grund auf neu zu gestalten“, wie erst später, 1963, de Gaulle und Adenauer in der Erklärung sagten, die dem Elysée-Vertrag vorangestellt wurde.

Die heute gängige Doxa über die vermeintliche ‚Geburt‘ der deutsch-französischen Beziehungen mit dem Elysée-Vertrag 1963 übersieht (auf skandalöse Weise) die vorangegangene Politik von Realismus, Kalkül und Überzeugung bzw. Emotion, getragen von den weniger bekannten Vertreter*innen der Zivilgesellschaft. Das übersieht übrigens auch den unmittelbaren Misserfolg des Vertrags wie auch die Tatsache, dass erst die spätere Umsetzung des Texts zu guten Ergebnissen führte.

Der Elysée-Vertrag von Januar 1963 stützte sich auf einen schon sehr festen Unterbau: durch die Schuman-Erklärung vom 9. Mai 1950 immerhin bereits seit über 12 Jahren. Währenddessen hatten die menschlichen Kontakte auf der untersten Ebene die hochwichtige Funktion von der Aufräumung des Grolls, der Streitsachen und des Nachtragens durch die Anerkennung des Leidens der anderen Seite geleistet. Sie ermöglichten auch das gegenseitige Kennenlernen.

Aber es kostete viel. Viel Engagement und Überzeugungskraft. Die Lehren aus dieser Dynamik für die Gegenwart: die Zivilgesellschaft nicht außer Acht zu lassen, den Menschen zu vertrauen, die an der Basis durch die Kenntnis des Anderen die Kontakte und den Austausch gestalten wollen, das zu ermöglichen und gar zu fördern. Weiter zu fördern – wie es der deutsch-französische Bürgerfonds aktuell versucht. Die andere Lehre ist die Nüchternheit. Eine nüchterne Betrachtung der gemeinsamen Geschichte gebietet, vom Mythos einer natürlichen Nähe und Eintracht Abschied zu nehmen. Es bedurfte des Engagements von Menschen, die schon in den ersten Jahren nach Kriegsende Kontakte und ein besseres Verständnis füreinander

pflegten. Diesen Prozess als eine ‚Aussöhnung‘ zu bezeichnen, darüber hinaus als eine, die sich seit über 60 Jahren alljährlich verlängern oder wiederholen würde; lässt das Ausmaß und die Tiefe der Verständigung übersehen.

Vierte Dynamik:

Zerstörerischen Tendenzen konnte mit einer zentralen Erkenntnis entgegengewirkt werden: Neben dem Interesse (oder der Neugierde) für den Nachbarn waren immer auch durchaus reale, national definierte Interessen im Spiel.

Der Schuman-Plan wurde bereits erwähnt, ebenso die Verflechtung der strategischen Kohle- und Stahlproduktion, beides mit dem Ziel der Friedenssicherung. Die geniale Idee bestand darin, dass die wichtigsten Streitpunkte wie die Steinkohle und die Schwerindustrie entnationalisiert und in eine gemeinsame Verwaltung überführt würden. Alle Interessen wurden bedient: ein möglicher französischer Zugriff auf die deutsche Kohleproduktion, der deutsche Wunsch nach Gleichbehandlung und für alle eine nicht gefährliche Produktionserhöhung sowie eine sichere Versorgung mit den lebenswichtigen Rohstoffen bzw. die Schaffung eines Geistes und einer Praxis. Jede Seite gewann daran und zusammen profitierte man noch mehr. Die Erkenntnis war sehr rational: Unterschiedliche, aber komplementäre Interessen vermochten zahnradartig ineinanderzugreifen.

Es klingt etwas mechanisch, aber die zurückgelegten Jahrzehnte der Kooperation in Europa, diese Verbindung von Voluntarismus und Realpolitik, können funktional mit der Kategorie des Motors skizziert werden.

Das Bild des Motors in Europa stützt sich auf das Postulat, das deutsch-französische Tandem habe die großen Etappen der europäischen Integration inspiriert, die bilateralen Initiativen haben entscheidende Anstöße gegeben und die Rolle des deutsch-französischen ‚Schwungrads‘ bestehe darin, zum Wohle aller Bürger*innen Europas Kompromisse auszuarbeiten und einen Antrieb zu erzeugen. Diese Sicht ruht auf einem unbestreitbaren Fundament, das sich zusammenfassen lässt mit dem Grundsatz: „Ohne Einigkeit zwischen Frankreich und Deutschland steht Europa still.“

Ein Erfolgsrezept für die Gegenwart? Es wäre irrig, zu behaupten, das europäische Haus sei allein durch unverbrüchliche deutsch-französische Zusammenarbeit geplant und gebaut worden. In Wahrheit besaß dieser Motor dazu nicht gleichmäßig, nicht kontinuierlich die nötige Zugkraft, sondern kam nur punktuell zum Einsatz. Nach der Gründungsphase in den 1950er-Jahren gilt vor allem 1972 die Übereinstimmung zwischen Helmut Schmidt und Valéry Giscard d’Estaing in Währungsfragen als Beginn der effizienten Phase des deutsch-französischen Motors für Europa. Die 1960er-Jahre hingegen müssen als Rückschritt für die europäische Integration gewertet werden. Offensichtlich war der Elysée-Vertrag allein keine Garantie für eine gemeinsame Zugkraft in Europa.

Aber sein Erfolg war das Ergebnis einer Kombination von verschiedenen Faktoren (innenpolitischer wie außenpolitischer Natur) und auch das Resultat des Willens zur Kompromissfindung. Diese Motorfunktion war vielfältig – mit den Instrumenten des Agendasettings, der Konsensbildung und der Koalitionsfähigkeit. Insofern waren es nicht nur die Impulse wie gemeinsame Vorschläge und Innovationen für Europa, sondern neben der Förderung enger Kooperation in Untergruppen insgesamt die Förderung der europäischen Integration und das Krisenmanagement.

Es gab Auf und Abs: Nach dem Kraftakt der Europäischen Akte und des Maastrichter Vertrags ging man von der Wachstumsgemeinschaft zur Krisengemeinschaft über und die Europapolitik wurde immer wieder durch deutsch-französische Divergenzen belastet. Wie schnell Konvergenztendenzen bröckeln und Pläne für Europa verwässern können, zeigten die zwei folgenden Jahrzehnte, in denen auch die zwei Hauptpartner in Europa der Versuchung des Rückzugs auf Einzelinteressen erlagen. Zwar wurde die Vorstellung von der Notwendigkeit einer gemeinsamen treibenden Kraft nicht aufgegeben, aber man setzte eher auf flexible Konstellationen und eine ‚variable Geometrie‘. Es gab keine nicht zu bremsende deutsch-französische Lokomotive mehr.

Es fehlt eine fünfte und letzte (aber sehr wichtige) Dynamik:

Bei allem Mechanischem und Sachlichem in dieser Geschichte gab es dabei auch Überraschungen. Auf der Suche nach einer Partnerschaft kann man zwar rationale Kriterien für eine Verständigungschance herausarbeiten, aber dies funktioniert nicht immer. Aber es kann sich immer mehr ergeben als ursprünglich gedacht.

Das ist die Logik der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als eine rationale Verständigungsarbeit eine ‚zusätzliche Seele‘ bekam. Also so möchte ich Sie bitten, den Vortragstitel zu verstehen. Mit der Formel „Et plus si affinités“ ist dieses *supplément d'âme* gemeint, dieser Funke, der überspringt.

Diesmal spiele ich mit den *affinités* nicht mehr nur, etwas idealisierend, auf Goethes *affinités électives* an. Ich denke an den Spruch aus den Kontaktanzeigen (ich meine die klassischen, nicht die aktuellen Apps...): Man trifft sich, und es kann etwas mehr werden ... Emotionen, Gefühle, vielleicht sogar Liebe.

Dieser Vergleich mag sonderbar, etwas kühn und unanständig anmuten. Aber ich wage ihn, denn er weist auf Phänomene hin, die die Förderer und Förderinnen des deutsch-französischen Austauschs in der Schule, an der Universität, in der Forschung, in der Wirtschaft, lokal, regional, transnational etc. sehr genau kennen. Das ist sogar der Auftrag aller Institutionen zur Förderung und Pflege der Kontakte und des Austauschs. Ein Kennenlernen – et plus si affinités ... Denkt man an die vom Deutsch-Französischen Jugendwerk/Office franco-allemand pour la Jeunesse (DFJW/OFAJ) organisierten Jugendtreffen, an die von der Deutsch-Französischen Hochschule (DFH) geförderten integrierten Studiengänge, an die Frankreich- und

Frankophonieforschung sowie an die gemeinsame Forschung auf vielfältigen Feldern als Ergebnis der Vernetzung (sei es am Centre Marc Bloch, Centre interdisciplinaire d'études et de recherches sur l'Allemagne (CIERA) oder etlichen weiteren deutsch-französischen Verbund-Initiativen der Universitäten) – alle ermöglichen ein *métissage* der Kulturen, bei dem 1+1 nicht gleich 2 ist, sondern viel mehr.

5.

Irgendwann muss man zum Schluss kommen und eine bescheidene Bilanz für die Gegenwart ziehen.

Die Geschichte lehrt uns, dass Gefühle wichtig sind, aber auch die Nüchternheit und die Vernunft. Die Historiker und Historikerinnen sind bekanntlich dazu da, um ihre Mitmenschen etwas zu ‚stören‘ und gegen Legendenbildungen zu arbeiten. Wir müssen uns nur der Tatsache bewusst sein, dass unsere Meistererzählungen eine Funktion haben, als identitätsstiftend, als Modell, Mahnung und Herausforderung für die Nachfolgenerationen von heute und morgen, damit ein Stillstehen des Motors für immer unmöglich ist.

Die Einblicke in die Tiefen, aber auch die Hochs der deutsch-französischen Geschichte lehren uns, dass neben dem Friedenswillen zwei Dinge eine zentrale Rolle spielten: erstens die Interessen, d. h. geistige und materielle Interessen, und zweitens die Methode. Diese beruht auf der Notwendigkeit der Kontakte und der Vernetzung der Bevölkerungen und Gruppen und der Notwendigkeit der Abstimmung und Kompromissuche zwischen den Staats- und Regierungschefs in kleiner Runde.

Ein Paradoxon im deutsch-französischen Verhältnis innerhalb Europas blieb in all den Jahren unverändert bestehen: Das Tandem galt in allen Bereichen als unverzichtbare Keimzelle für den Fortschritt Europas, doch hatten beide Teile nicht selten divergierende Interessen und Ziele, noch dazu mit unterschiedlichen Methoden, verfolgt, sodass es stets große Mühe kostete, zu einer Annäherung zu gelangen. Die tagtägliche Kooperation war nicht immer Garant für den Erfolg in der Herausarbeitung gemeinsamer Strategien. Die Herausforderung bestand darin, die entgegengesetzten Interessen in ein System zu überführen, das die Anliegen des Einzelnen und der Gemeinschaft zum Nutzen aller in Einklang brachte. Ermöglicht wurde dies sicher auch durch das Machtgleichgewicht, das so lange anhielt wie die Teilung und die besondere Verantwortung Frankreichs für Deutschland. Sicher wurde es auch ermöglicht durch die Schaffung von Institutionen und Kooperationsstrukturen. Sie funktionierten aber, weil mit den Jahren eine deutsch-französische Methode im Umgang mit Eigenheiten und Kompromissen gefunden und praktiziert wurde. Sie ist einfach und besteht aus drei Schritten:

1. der Ermittlung der für beide Seiten unverzichtbaren Parameter,
2. der Identifizierung der unterschiedlichen Interessen und Ansätze und demnach aus
3. der Festlegung der konkreten gemeinsamen Vorgehensweise.

Das gilt für die Regierenden. Das gilt auch für alle Gruppen, darunter die Universitäten und Forschungsinstitutionen. Dazu leistet das Frankreichzentrum der Universität des Saarlandes seinen Beitrag.

Wo sind heute die Chancen? Wo die Gefahren? Kurz nach den Bundestagswahlen und einige Monate vor den Präsidentschaftswahlen in Frankreich haben wir im Vergleich zu 2017 eine umgekehrte Konstellation. Die deutsche Seite wird auf die französische warten müssen. Aber Frankreich, das im Januar die EU-Ratspräsidentschaft übernimmt, wartet bereits auf Deutschland, das wegen der komplizierten und möglicherweise langwierigen Koalitionsbildung bei der Ausarbeitung von gemeinsamen Projekten in Europa nicht mitmachen kann. Das ist keine Chance, sondern vielmehr ein Hindernis.

Die Chance liegt in den komplementären Stärken und in der gemeinsamen Erfahrung nach dem Prinzip, dass jeder das einbringt, was er hat. Das verlangt aber, dass man auch die Perspektive des anderen anerkennt und einnehmen kann. Ein sehr aktuelles Beispiel, auf das man hier in der Region empfindlich reagiert hat: die unterschiedlichen Ansichten zum Klimawandel und zum Übergang zu alternativen Energiequellen. Der von Frankreich befürworteten Nuklearenergie (67 % der Stromproduktion kommt von atomaren Energien) steht man in Deutschland sehr kritisch gegenüber. Zwar ist diese Art der Energiegewinnung klimaneutral und kostengünstig (der Ausstoß von CO₂ pro Megawatt/Stunde beträgt 12 Gramm, verglichen mit 490 Gramm bei der Energiegewinnung mit Kohle oder Gas), zugleich hat diese Energiequelle potenzielle Risiken und produziert große Mengen an Müll. Während Frankreich vor allem die Vorteile der atomaren Energiegewinnung hervorhebt (die Klimaneutralität), betont Deutschland vor allem die Risiken. Zwei Wahrnehmungen bzw. Ansichten, die kompatibel gemacht werden müssen, auch wenn sie die jeweils andere Seite extrem stören. Dies ist nur über Mittel der Kommunikation umzusetzen: reden, erklären und Worte finden.

Da sieht man, dass die deutsch-französische Zusammenarbeit kein leichtes Unterfangen ist. Und doch muss man zu Lösungen kommen, in Europa und für die Europäer, die langsam verstehen, dass sie aufeinander angewiesen sind.

Meine letzten Worte gelten dem bilateralen Engagement auf den Feldern, die im Aachener Vertrag als prioritär festgelegt wurden: Ich nenne nur, neben den technischen Sachen wie der bilateralen Kooperation im Bereich der Weltraumforschung und des Klimas, die uns hier direkt interessierende grenzüberschreitende Zusammenarbeit, die integrierten deutsch-französischen Institute und den deutsch-französischen Bürgerfonds, denn er fördert alle, die sich aktiv für eine starke europäi-

sche Zivilgesellschaft einsetzen und die deutsch-französische Projekte ins Leben rufen, die uns einander näherbringen.

Über Generationen und über Grenzen hinweg – so wie das noch sehr junge, aber bereits sehr ‚vernünftige‘ Frankreichszentrum der Universität des Saarlandes.

